

„Wolkenschieben – schwebenleben“

Installation von federleichten Flugobjekten des Papierkünstlers Wilhelm Morat im Lenninger Schloße

Lenningen. Der dunkelste Raum im Oberlenninger Museum für Papier- und Buchkunst wäre ein idealer Ort für schaurige Dachbodengeschichten. Aber nein – seit einer Reihe von Jahren zaubern Installationen

ERIKA HILLEGART

namhafter Papierkünstler und Künstlerinnen jeweils für eine Saison in diese düstere Kammer eine Gegenwart hinein. Jetzt will der international bekannte „Papierplastiker“ Wilhelm Morat einen Sommer lang dem Schloße Flügel verleihen mit seinen fliegenden Fantasie-Objekten. Er nennt seine Installation „wolkenschieben – schwebenleben“.

Bei der sonntäglichen Matinee stellte Ev Dörsam im Namen des Förderkreises Schloße und der Gemeinde Lenningen den Besuchern die „flying torsi“ vor in einem Dialog mit Wilhelm Morat. So gab der Künstler Einblicke in sein Schaffen. Die Frage „Warum gerade Papier?“ beantwortete er umfassend: „Dieser Stoff ermöglicht mir ein ganzheitliches Schaffen. Landwirtschaftliche und naturwissenschaftliche Kenntnisse, technisches Geschick, geschichtliches Wissen um den Kulturträger und die industrielle Entwicklung bedingen den schöpferischen Prozess“.

Seine Geschöpfe macht Morat aus Selbstgeschöpftem. Der Künstler baut Hanf- und Flachs selbst an, stellt Büttenpapier für seine Objekte in der eigenen Papiermühle und den Leim in seiner Ölmühle selbst her. Er steuert die Sprünge der zweidimensionalen 180 mal 120 Zentimeter großen Papierbögen in die dreidimensionalen Torsi: Während der verschiedenen Phasen färbt und formt er mit Pigmenten und geschweiften Kupferdrähten die Farberbe. „Mit der wilden Kraft der zu-



Wilhelm Morat mit seinen fliegenden Fantasie-Objekten.

gelassen Faser springt das Büttenpapier normenfrei in den Raum, nachdem es beim Trocknen erbitert. Mit dem Lauf der Sonne lässt er seine Objekte trocknen; erkennt bei seiner Zeichnung mit den Kupferdrähten, ob bei der Schrumpfung durch Trocknen eine konkave oder konvexe

Gestaltungskraft und die Entstehung der barocken Schwünge dieser Gebilde. Man muss das Labrynthische einfach so aushalten.“ Dazu passt ein kleiner Regieeinfall am Rande: Markus Gehrlein hält als Kafka eine kleine Pappschachtel und lässt sie los. Statt aber dem Gesetz der Schwerkraft zu folgen, bleibt die Schachtel einfach an der Wand hängen.

Bei Kafka muss man eben jederzeit mit allem rechnen: Dass man sich plötzlich vor Gericht verantworten muss, aber nie den Grund dafür erfährt, oder auch damit, dass man eines Morgens als großer Käfer erwacht. Selbst wenn die Knochen im Stück als Engel erscheinen, ist es fraglich, ob Engel bei Kafka wirklich Engel sind. Die Collagen-Texte im Stück sind Briefen und Tagebucheinträgen entnommen, und in einem Brief heißt es: „Niemand singt so rein als die, welche in der tiefsten Hölle sind; was wir für den Gesang der Engel halten, ist ihr Gesang.“

wölk für Träume von Drachenflug oder Fallschirmschweben, schwerelos, absichtslos. Oder es läßt ein, an die alt-fromme Liedzeile zu denken „der Wolken und Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn“. Die Luftsegel bieten ein unerschöpfliches Licht- und Schattenspiel.

Lang ist die Liste der Einzelausstellungen im In- und Ausland des 1954 in Titisee-Neustadt im Schwarzwald geborenen freischaffenden Künstlers Wilhelm Morat, der auch zeichnet, malt und bilanhauert. Viel sagen die Listen der Auszeichnungen und der Ankäufe von Museen und öffentlicher Institutionen. Entsprechend vielseitig sind seine Werkthemen, die den Betrachter zu mannigfaltigen Gedanken, Illusionen und Erinnerungen anregen. Sein bevorzugtes Arbeitsmaterial ist das Papier, dieser wandelbare und verwandelbare Stoff, Kulturträger und Alltagsmedium.

Jetzt ist dieser schwebende Flügelschlag aus Papier ein Anlass, noch einmal auf die neue Verantwortung des Förderkreises Schloße für die Ausstellungsobjekte des Museums aufmerksam zu machen. Seit Januar dieses Jahres ist Ev Dörsam von der Gemeinde Lenningen zur Museumsleiterin bestellt. Sie

pflegt den Kontakt mit renommierten Papierkünstlern. Hannelore Weibrecht ist künstlerische Beraterin. So geben die Ausstellungen auf Zeit neue Impulse für einen Museumsbesuch. Ev Dörsam und Wilhelm Morat erinerten an die Geschichte des

Papiers. Seit über sechshundert Jahren war in Deutschland das Papier aus Nürnberg für die Verbreitung der Schreib-, Lese- und Rechenkünste der ideale Stoff und förderlich bei der Vernetzung des europäischen Handels. Stets ließen sich auch die Poeten vom Papier und seiner Herstellung beflügeln: „Sehet, was brudelt und wudelt im Stopfen... pantschet die Formen und lasset sie tropfen, filzt jeden Bogen wol... Die luftflüchtigen Reden aller Weisen weren immerfort in Vergess geblieben, wann die Musen nicht das auf mich geschrieben...“ Diese Zeilen aus dem „Pegnesischen Schäfergedicht“ des Nürnberger Barockdichters Philipp Harsdörffer stellt einen trefflichen Bezug zu dem Entstehungsprozess der Moratschen Papiergewölke her. Der Stoff, aus dem diese hochfliegenden Träume sind, ist wahrlich irdisch. Werkstattgeheimnisse löst der Dichter um den gekammlen Stoff in der Hadernmühle: „Ist es Silberschnee? eine Nebelwolke? eine Wolle, nein! Nein, der keines nicht, es sind alte Lumpen“. Die Informationsträger der Hochkulturen vom Papyrus, dem Pergament bis zur Erfindung des Papiers durch die Chinesen als Ersatzstoff für Seide haben viele Zeitschichten erfasst. Wilhelm Morat gibt dem Alltagsmedium Papier die Faszination der Entstehungsgeschichte zurück.

Ev Dörsam schließlich lud ein, das Schlossgemäuer und -gebäck mit diesem Flügelschlag der Papier-Poesie neu zu betrachten und zu schauen, was wieder einmal aus diesem Dachbodenraum geworden ist.

INFO

Die Installation von Wilhelm Morat ist bis 29. August im Schloße zu den Öffnungszeiten des Oberlenninger Museums samstags 10 bis 12 und sonntags 14 bis 17 Uhr zu sehen.

Was Kafka in den Knochen steckt

Schauspieler Markus Gehrlein und Regisseur Thorsten Kreilos stellen Kafka im Klassenzimmertheater vor

Kirchheim. Kafkas Leben und Werk sind nur schwer voneinander zu trennen. Beides ist verstörend – oder

ANDREAS VOLZ

wirkt zumindest so. Kafka zu verstehen ist schwer, ihn zu interpretieren auch. Den Schülern, die sich gestern in einem Klassenzimmer am Schlossgymnasium das Ein-Mann-Stück „Kafka – eine Collage“ angeschaut haben, gab der gespielte Kafka einen wichtigen Satz mit auf den Weg zum schriftlichen Abitur. Der wirkliche Kafka hatte an eine seiner Geliebten geschrieben: „Lass‘ dich, wenn es nur irgendwie möglich ist auf dieser heillosen Welt, nicht abschrecken von mir.“

Das „THEATERmobileSPIELE“ aus Pforzheim ist spezialisiert auf Aufführungen im Klassenzimmer. Schauspieler Markus Gehrlein und Regisseur Thorsten Kreilos touren mit dem Kafka-Stück durch Schulen in ganz Baden-Württemberg – nicht zuletzt dank des Sternchenthemas „Der Prozess“. In der Kafka-Collage geht es allerdings nicht um den „Prozess“, sondern um den Menschen Franz Kafka, der zwischen Büroalltag, dem Leben als Schriftsteller und dem Leben als Beziehungsmensch zu unter-

scheiden hat. Deswegen schreibt er im Stück auch auf drei verschiedenen Papiersorten: Literatur auf weißem Papier, Briefe an Frauen auf rosarotem Papier und dienstliche Briefe auf braunem Packpapier.

Das lässt sich noch gut nachvollziehen. Aber schon am Anfang wird es kafkaesk: In das braune Papier packt Kafka Knochen. Was das soll? Das fragen sich manche bis zum Schluss. Später gibt der Regisseur Auskunft: Die Knochen sind sehr vielgestaltig. Zum einen stehen sie für die Knochenarbeit, zum anderen für den zentralen Begriff „Angst“, denn schließlich gehe die Angst ja sprichwörtlich „durch Mark und Bein“. Drittens stehen die Knochen für den Tod, auf den im Stück auch das furchtbare Husten Kafkas hindeutet, samt Schleimabsonderung in eine Konservendose. „Kohlkopffuberkulose“, sagt Thorsten Kreilos zur medizinischen Diagnose.

Es gibt aber noch eine andere Interpretation für die Wirbelsäulenknochen im Stück: Mit ihnen aufgestellten Enden wirken sie wie mit Flügeln behaftet, als Brieftauben oder auch als Engel. Der Regisseur spricht von „Vexierbildern“ – Bildern also, die „umspringen“ können. Am bekanntesten ist das Bild, das je nach Betrachtungsweise eine junge oder eine

alte Frau zeigt. So sei es auch mit den Knochen, wenn sie im Auge der Betrachter plötzlich Flügel bekommen. „Das ist typisch für Kafka: die Ambivalenzen, Paradoxa und Antinomien. Man muss das Labrynthische einfach so aushalten.“ Dazu passt ein kleiner Regieeinfall am Rande: Markus Gehrlein hält als Kafka eine kleine Pappschachtel und lässt sie los. Statt aber dem Gesetz der Schwerkraft zu folgen, bleibt die Schachtel einfach an der Wand hängen.

Bei Kafka muss man eben jederzeit mit allem rechnen: Dass man sich plötzlich vor Gericht verantworten muss, aber nie den Grund dafür erfährt, oder auch damit, dass man eines Morgens als großer Käfer erwacht. Selbst wenn die Knochen im Stück als Engel erscheinen, ist es fraglich, ob Engel bei Kafka wirklich Engel sind. Die Collagen-Texte im Stück sind Briefen und Tagebucheinträgen entnommen, und in einem Brief heißt es: „Niemand singt so rein als die, welche in der tiefsten Hölle sind; was wir für den Gesang der Engel halten, ist ihr Gesang.“

Kafka selbst plagt sich mit einem Satz ab, den er irgendwo gelesen hat, aber nicht versteht: „Meine Geliebte ist eine Feuersäule, die über die Erde zieht. Jetzt hält sie mich umschlossen. Aber nicht die Umschlossenen führt

sie, sondern die Sehenden.“ Die Geliebte ist die Feuersäule, die den Geliebten in die Freiheit führen soll, wie Jahwe die Israeliten im Alten Testament, erklärt der Regisseur im Nachgespräch. Aber Freiheit gibt es bei Kafka nicht, allemfalls für die Angst. Denn sie, die etymologisch mit der „Enge“ verwandt ist, ist bei Kafka „ausgedehnt auf alles“. Ansonsten ist im Stück aber alles eng: das Viereck, in dem der Schauspieler agiert, und das Dreieck, das den Blickwinkel der fernen Briefgeliebten darstellt – ob es Felice Bauer oder Milena Jesenská ist, bleibt ebenfalls in der Schwebe.

Kafka sucht „immerfort, etwas Nicht-Mittelbares mitzuteilen, etwas Unerklärbares zu erklären, von etwas zu erzählen, was ich in den Knochen habe und was nur in diesen Knochen erlebt werden kann“. Außenhalb der Enge dieser Knochen ist Kafka vielleicht kaum richtig zu verstehen. Die Abiturienten müssen trotzdem versuchen, sich einen Reim darauf zu machen. Und doch wird so manchmal der Eindruck bleiben, den einer am Schluss spontan von sich gab: „Großes Fragezeichen.“ Am Theater allerdings lag es nicht. Regisseur und Schauspieler haben Kafka kongenial wiedergegeben. Das Fragezeichen, das am Ende bleibt, ist Kafkas Fragezeichen.



Markus Gehrlein ist auch äußerlich ein perfekter Kafka. Foto: Jean-Luc Jacques

ROMAN · MARTIN SUTER: DER KOCH (FOLGE 8)

Er roch die Curryblätter, den Zimt, das Kokoaöl. Aber das, wonach er suchte, fand sich nicht: die Essenz dessen, zu dem sich die drei Stoffe in Nangays Eisenpfanne über dem Holzfeuer vereinigt hatten.

Maravan nahm eine tawa, eine schwere Eisenpfanne, von der Wand und stellte sie auf das Gas. Er streute etwas Mehl auf die Arbeitsfläche neben dem Herd und formte aus dem Teig ein paar Chapatis. Als die Pfanne heiß genug war, legte er das erste in die Pfanne und bräunte es auf beiden Seiten. Und wieder entstand ein Duft, der ihn in seine Jugend versetzte.

Als Maravan fünfzehn war, schickte Nangay ihn nach Kerala in Süddindien. Eine alte Freundin arbeitete dort als ayurvedische Köchin in einer neu eröffneten Hotelanlage, der ersten des Landes mit einem breiten Angebot an ayurvedischen Be-

handlungen. Maravan sollte dort die Arbeit in einer Hotelküche erlernen und in die ayurvedische Küche eingeweiht werden.

Vieles kannte Maravan schon von Nangay, und er gab sich auch keine Mühe, dies zu verbergen. Rasch geriet er in die Situation des Schulanfängers, der bei Schuleintritt schon schreiben und lesen kann. Er ging dem Lehrern und den Mitschülern mit seinem Wissen auf die Nerven. Obwohl er in einem Personalhaus auf engem Raum mit ihnen zusammenlebte, fand er keinen Anschluss an seine Kollegen und Vorgesetzten. Auch die Fremdsprache von Nangay ging auf Distanz zu ihm, sie befürchtete, dass er es als ihr Protégé noch schwerer haben könnte.

Maravan blieb viel allein und konzentrierte sich ganz auf Lernen, was ihn noch unbeliebter machte. In seiner Freizeit unternahm er lange Spaziergänge am endlosen menschenleeren Strand. Oder er übte stundenlang elegante Kopfsprünge in die beharrlich heranroll-

enden Brecher des indischen Ozeans.

In Kerala war Maravan zum Einzelgänger geworden. Und war es bis heute geblieben.

Die Chapatis waren fertig. Er nahm sich eines, täufelte ein wenig von dem frischen Konzentrat darauf, schloss die Augen und sog den Duft ein. Dann nahm er einen Biss, kaute ihn sorgfältig, behielt ihn im Mund, hol ihn mit der Zunge an den Gaumen, atmete langsam durch die Nase aus – von den missratenen Proben würde er dieser die zweitöchste Punktezahl geben, die Neun. In ein Notizbuch mit dem Titel „Extrakte“ notierte er Datum, Zeit, Zutaten, Destillierdauer und Temperatur.

Darauf aß er das Produkt seines Experimentes als Würze der frischen Chapatis hastig und ohne gro-

ßen Appetit, wusch die Kolben und Röhren seiner Anlage, stellte sie zum Trocknen auf die Spüle, machte das Licht aus und ging zurück in sein Wohnzimmer.

Dort, auf einem kleinen Tisch an der Wand, stand ein veralteter Secondhand-Computer. Maravan schaltete ihn ein und wartete geduldig bis er aufgestartet hatte. Er stellte die Verbindung zum Internet her und sah nach, wie die Verarbeitung des Rotationsverdampfers stand, die er seit ein paar Tagen verfolgte. Tausendvierhundertdreißig, gleich wie gestern. Noch zwei Stunden und zwölf Minuten bis Verarbeitungsabschluss.

Ein Rotationsverdampfer würde das, was er auch heute wieder vergeblich versucht hatte, in der richtigen Zeit, mit der richtigen Temperatur, ohne Anbrennen und ohne Geschmacksbeeinträchtigung erledigen. Nur kostete so ein Ding über fünftausend Franken, ein Vielfaches von dem, was sich Maravan leisten konnte. Manchmal wurden gebrauchte ältere Modelle bei Inter-

netzversteigerungen angeboten, wie das vor ihm auf dem Bildschirm.

Weniger als tausendfünfhundert war ein guter Preis. Tausendzweihundert hatte Maravan auf der Seite. Und den Rest würde er irgendwie aufreiben, falls der Preis nicht weiter stieg. Er würde die zwei Stunden abwarten und kurz vor Auktionsabschluss mitbieten. Vielleicht hatte er Glück.

Er nahm den Brief seiner Schwester vom Tisch und las ihn zu Ende. Erst auf der letzten Seite kam sie zum Punkt: Nangay war krank. Diabetes insipidus. Das sei keine wirkliche Diabetes. Sie habe den ganzen Tag Durst, trinke literweise und müsse ständig auf die Toilette. Es gebe ein Medikament dagegen, aber es sei teuer und kaum erhältlich in Jafna. Aber wenn sie es nicht nehme, verrotte sie, sagte der Arzt. Maravan seufzte. Er ging zurück zum Bildschirm. Immer noch tausendvierhundertdreißig.

Fortsetzung folgt
© Diogenes Verlag

„Magische Akustik“

Kirchheim. Im Queens in der Dettlinger Straße in Kirchheim tritt am Samstag, 27. März, im Rahmen der AOK-Genieertour das Gitarrenduo „Magic-Acoustic-Guitars“ auf. Ab 20 Uhr bieten Matthias Waßer und Roland Palatzky den Zuhörern eine Mischung aus Latin, Blues, Jazz, Swing und Pop. Tische können unter 07021/725273 reserviert werden.pn

Dia-Vortrag über Madeira

Kirchheim. Die Volkshochschule Kirchheim veranstaltet am Donnerstag, 25. März, um 20 Uhr im Spitalkeller einen Dia-Vortrag zur Schönheit und Vielfalt Madeiras. Reservierungen nimmt die Volkshochschule unter 07021/973030 oder per E-Mail an info@vhskirchheim.de entgegen. vhs